



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Classen, A.: Goethes naturwissenschaftliche Schriften.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Goethes naturwissenschaftliche Schriften.



Es giebt noch immer viele Leute heutzutage, welche glauben, daß die eigentliche Thätigkeit des Dichters im Verfemachen bestehe, und wenn einer es dahin gebracht habe, die Sprache geschickt zu beherrschen und die Gesetze der Metrik zu kennen, dann fülle er als Dichter seinen Beruf aus und könne mit demselben Rechte wie jeder andre Gewerbetreibende sein ehrliches Brot verdienen. Einen solchen Dichterberuf zu wählen sei zwar gewagt, da man alsdann doch für alle andern Fächer unbrauchbar sei und daher nicht so leicht die richtige Anerkennung finde; indessen ist man doch dem Dichter im allgemeinen wohlgesinnt, weil wir uns doch manche heitere Stunde durch seine Gaben verschaffen können. Wenn aber ein Dichter, den alle als solchen gelten lassen, es sich herausnimmt, nicht über Kunst allein und besonders seine eigne Kunst, sondern noch dazu in wissenschaftlichen Fächern ernstlich mitzureden, dann hat er einen schweren Stand. Und wenn er in diesen Fächern nicht nur lernen, sondern auch lehren und die wissenschaftlichen Kenntnisse weiterfördern will, dann mag er sich hüten, daß er nicht von allen Seiten durch die eigentlichen Fachmänner zurückgewiesen und zugedeckt wird. Niemand wird leugnen, daß es Goethe gerade so ergangen ist, und daß seine wissenschaftliche Bedeutung heutzutage noch von vielen und sehr gewichtigen Seiten den härtesten Angriffen ausgesetzt ist. Auffallend gering ist die Zahl derjenigen, die sich einfach dem Verdienste des Genius beugen und anerkennen, daß ein ächtes Genie sich nicht in die Schranken eng eingetheilter Fächer, sei es in Kunst oder in Wissenschaft, zwingen läßt, sondern daß es überall Tüchtiges und Gediegenes leistet, wohin es sich mit allem Eifer und allen Kräften wendet. Das ist es ja eben, was ein bloßes Talent vom Genie unterscheidet, daß ersteres nur leicht und schnell in dem ihm angemessenen Fache weiterkommt und technische Schwierigkeiten in kurzer Zeit überwindet, während das letztere nicht nur die Fertigkeiten schnell erwirbt, sondern darüber hinaus das Wesen der Wissenschaft oder Kunst tiefer erfaßt und über die bekannten Grenzen hinaushebt. Auch ein bloßes Talent ohne irgendwelchen Zusatz von Genialität kann es in der Wissenschaft sehr weit bringen; denn jede Wissenschaft ist ein System von Erkenntnissen, in allen Erkenntnissen herrscht der logische Beweis, die Logik ist anerkanntermaßen trocken, und es kann einem Talent gelingen, alle technischen Schwierigkeiten schnell zu beherrschen, ohne die Idee des Zusammenhanges des Ganzen gefaßt zu haben. Es kann einer ein sehr berühmter und selbst einflußreicher Gelehrter sein, ohne jemals einen genialen

Gedanken gehabt zu haben. Aber in der Kunst ist es anders. Dort wird Genie gefordert. Während man im Gebiete der Wissenschaften geradezu streitet, ob Genie überhaupt darin zu gebrauchen sei, ist es für die Kunst unerlässlich. Wer ein großer Künstler heißen will, der muß jene geniale Kraft besitzen, die in allen Einzelheiten der Anschauung den idealen Zusammenhang erfäßt, und von Ideen geleitet, muß er Werke schaffen können, die uns über die bloße Nachahmung der Natur hinaus- und emporheben. Die Wissenschaft dagegen, die unsere Erfahrung bereichern soll, muß sich überall und durchaus auf Anschauung stützen, und nicht jedes Hinausheben unserer Gedanken über das Gegebene in der Anschauung ist ihr von Nutzen; sondern nur zu oft haben wir es leider erlebt, wie durch ein übereiltes Hereinziehen allgemeiner philosophischer Ideen in die Naturwissenschaft die letztere ihre wahren Ziele ganz aus den Augen verloren hat. In der Wissenschaft ist das Genie vielmehr an das Gegebene gebunden wie in der Kunst. Es kann nicht so frei aus sich heraus Neues gestalten, Gedachtes in Formen der Anschauung hineingießen, sondern es kann nur im Mannichfaltigen der Anschauung den tiefern Zusammenhang entdecken, erfinden, erklären, und die Freiheit des schöpferischen Denkens wird ihm leicht gefährlich. Darum heißt in der Wissenschaft nur diejenige Entdeckung und Erfindung, nur diejenige Erklärung genial, welche viele Erscheinungen in einen gemeinsamen Zusammenhang bringt, allenfalls auch die Hypothese, aber diese nur, wenn sie mit den Gesetzen der möglichen Erfahrung überhaupt übereinstimmt. Es kann also auch in der Wissenschaft die Kraft des Genies verwendet werden, aber sie muß sich engere Fesseln gefallen lassen als in der Kunst, wenn sie nicht mit den Gesetzen der Erfahrung überhaupt in Widerspruch geraten will.

So ist es gekommen, daß man versucht hat, Goethes geniales Schauen und Forschen in der Naturwissenschaft für gänzlich unfruchtbar zu erklären. Niemand hat das so klar ausgesprochen wie Helmholtz. Zwar giebt er zu, daß die Morphologen in der Botanik wie in der Anatomie Goethe als Pfadfinder und bahnbrechenden Wegweiser anerkennen, aber er betrachtet die beschreibende organische Formenlehre überhaupt nicht als eine berechnete Wissenschaft. In dem Vortrag über Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten (1853) sagt er, daß bei dem jetzigen Zustande der Wissenschaft (d. i. vor Darwins Buch über die Entstehung der Arten) man von Gesetzen der Bildung und Entwicklung der Formen garnicht reden könne, „kaum daß die Art erkannt wird, wie die Fragen zu stellen sein werden.“ Goethe habe geahnt, daß ein Gesetz da sei, und habe die Spuren desselben scharfsichtig verfolgt; aber welches Gesetz die organischen Formen beherrschte, habe er nicht erkannt, auch nicht darnach gesucht, weil es nicht „in der Richtung seiner Thätigkeit lag.“ Wolle man z. B. seine botanischen Gedanken über die Verwandtschaft der verschiedenen Pflanzenteile miteinander in der Form wissenschaftlicher Begriffsbestimmungen aussprechen, so

käme man zu dem Sage: „Die Blütenteile sind seitliche Anhänge der Pflanzenachse“; um das aber zu sehen, habe nicht erst Goethe zu kommen brauchen. Noch entschiedener spricht Helmholtz den optischen und chromatischen Studien Goethes jede wissenschaftliche Bedeutung ab, höchstens für das Studium subjektiver Lichterscheinungen läßt er ihm Gerechtigkeit widerfahren.

Noch weiter hat Dubois-Reymond diese Hinausweisung Goethes aus der Naturwissenschaft in seiner berüchtigten Rektoratsrede getrieben; er hat ihm geradezu die Fähigkeit abgesprochen, den Begriff mechanischer Kausalität zu fassen, d. h. genau genommen, er hat ihm die geistige Gesundheit abgesprochen, denn ohne Anwendung des Stammbegriffs der Kausalität ist gar kein normales Denken möglich. Wir haben schon früher einmal in diesen Blättern uns mit diesem merkwürdigen Berliner Produkt befaßt.

Diesen Urteilen stehen nun freilich auch andre gegenüber. Virchow erkennt das Streben Goethes, in der organischen Welt nach einheitlichen Ideen und Typen zu suchen, an, und hält sogar sein eignes Bestreben, in der Zelle den reinsten Ausdruck organischer Einheit zu finden, für nahe verwandt mit Goethes Richtung. Häckel zitiert Goethe sogar beständig als Autorität für seine Weiterbildung des Darwinismus und behauptet mit unbegreiflicher Verblendung, daß Goethe seinem Vorschlage zugestimmt haben würde, den Mechanismus der Materie als die einzige Ursache für die Bildung organischer Formen anzusehen.

Bei diesem durchaus unklaren Zustande des Problems, welche Bedeutung Goethe in den Naturwissenschaften zukomme, ist es ein höchst dankenswertes Unternehmen Rudolf Steiners, eine zusammenhängende Ausgabe sämtlicher naturwissenschaftlichen Schriften Goethes zu veranstalten. Der erste Band derselben ist soeben als siebenundzwanzigster Band der „Deutschen Nationalliteratur“ (Stuttgart und Berlin, Spemann) erschienen und ist von einem vorzüglichen Vorworte K. S. Schrövers, sowie einer eingehenden Einleitung von Steiner selbst begleitet. Wir begrüßen dieses Unternehmen umso freudiger, da wir in Goethes Studien die ewig frischsprudelnde Quelle finden, aus der diejenige Richtung in der Naturwissenschaft schöpfen muß, die dem modernen Materialismus entgegengesetzt ist.

Mit vollem Rechte hebt Steiner ebenso wie Schröver hervor, daß bei Goethe von einem wissenschaftlichen Dilettantismus gar nicht die Rede sein, und daß man seine wissenschaftlichen Arbeiten nur unter dem Gesichtspunkt würdigen könne, daß sie das Produkt desselben Genius seien wie seine Dichtungen. Nur im Zusammenhange mit der ganzen Entwicklung seines Denkens und Dichtens ist seine Stellung zur Wissenschaft zu verstehen. Nicht die einzelnen Entdeckungen, die mit seinem Namen verknüpft sind, bilden sein gewichtigstes Verdienst, sondern die großartige, alle Einzelheiten zusammenfassende und von einem Zentralpunkt aus betrachtende Anschauungsweise.

So lebhaft wir indessen das große Verdienst Steiners anerkennen, Goethes Standpunkt hoch über das Niveau der gewöhnlichen philisterhaften Angriffe emporgehoben zu haben, so dürfen wir doch nicht unterlassen, in einem Punkte seiner Einleitung ihm entgegenzutreten. Das Verhältnis Goethes zu Spinoza und zu Kant scheint uns nicht völlig richtig dargestellt zu sein.

Der Spinozismus erklärt bekanntlich das Weltganze für einen Inbegriff vieler, einer einzigen, einfachen Substanz inhärenten Bestimmungen, wobei die innere Zweckmäßigkeit, die uns in allen organisierten Körpern entgegentritt, garnicht weiter begreiflich gemacht wird. Die Bedingung aller Zweckmäßigkeit ist allerdings die Einheit des Grundes, und diese behauptet Spinoza; aber über das Verhältnis dieses einheitlichen Weltgrundes zu dem Zwecke, der in den Organismen verwirklicht ist, darüber fehlt es seinem System an jeder Erklärung, und es kann auch auf diesem Wege gar keine Erklärung geben, wenn man nicht diese Substanz — was eben Spinoza nicht wollte — als denkenden Verstand, d. h. als einen zweckthätig wirkenden, gleichsam architektonischen Verstand vorstellen will. Ein solcher Verstand würde, wie Kant auseinandersetzt, wieder ein anderer sein müssen als der menschliche, denn dieser ist diskursiv und geht immer von Einzelheiten aufsteigend zum allgemeinen, während der architektonische Verstand von der Einheit aus die Mannichfaltigkeit der Erscheinung begreifen würde. So hatte Kant gelehrt, daß der Spinozismus ein Erkenntnisprinzip für die Naturwissenschaften enthalte, er lehnet überhaupt, daß der menschliche Verstand die nach einem Ziele strebende zweckmäßig wirkende Lebenskraft in den organischen Körpern je würde begreifen können. Er sagt: wir müssen jeden Organismus freilich so beurteilen, als wenn ein einheitlicher Plan, in welchem sich alle Glieder und Teile der Idee des Ganzen unterordnen, in ihm verwirklicht wäre, aber das Wesen dieses Planes und der Kraft, welche ihn hervorbringt, werden wir nie erkennen, denn diese werden aus der Anordnung der Einzelheiten, die wir sehen, nur erschlossen, aber sie sind nicht selbst in der Anschauung gegeben; sie sind nur von uns gedacht, nicht wahrgenommen, und da unser Verstand so eingerichtet ist, daß wir nur das erkennen können, was in der Anschauung gegeben wird, so bleibt uns das eigentliche Prinzip des Lebens stets verschlossen. Wahrhaft erkennen können wir nur das, was wir selbst machen oder mindestens bis auf die letzten Ursachen seiner Entstehung verfolgen können. Darum können wir alles mechanische Geschehen auch in den Körpern der lebenden Wesen sehr wohl begreifen, aber niemals können wir sie willkürlich nachmachen, weil uns der Hauptfaktor, die eigentliche, den Plan des Ganzen bestimmende Lebenskraft unbegreiflich ist und bleibt. Wenn man eine Entwicklung aller Formen der organischen Wesen von den übriggebliebenen Spuren der ältesten Erdrevolutionen an bis auf die Zeiten, wo die Artenbildung weniger schwankend und mehr stabil geworden war, annehmen will, so steht dies nach Kant dem Archäologen der Natur frei, ohne

gegen die Prinzipien der Vernunft zu verstoßen, aber es fehlt überall an dem genügenden Nachweis durch die Erfahrung, obwohl Kant eine Menge von äußern Einflüssen zugestehet, die recht wohl einen Einfluß auf die Veränderung der Arten haben könnten — ganz dieselben Gedanken, die Darwin später ausgeführt hat. Aber er nennt eine solche Hypothese, die doch weit über alle Erfahrungen hinausgeht, nicht eine Wissenschaft, sondern ein gewagtes Abenteuer der Vernunft, „und es mögen wenige, selbst von den scharfsinnigsten Naturforschern sein, denen es nicht bisweilen durch den Kopf gegangen wäre.“

Diese Stelle in der „Kritik der teleologischen Urteilskraft“ beweist nebenbei in ganz besonderm Maße den liebenswürdigen und grundehrlichen Charakter Kants, der jedem strebsamen Forscher so weiten Spielraum gönnt wie irgend möglich, und obwohl er einen offenen Blick hat für das Reizende und Interessante, welches in einer solchen genetischen Betrachtung der organischen Formen liegt, doch der Verlockung nicht folgt, sondern einwendet, daß die Prinzipien der theoretischen Vernunft, die er einmal sichergestellt hat, auf jenes Gebiet sich nicht erstrecken. Er bedauert es fast, daß der menschliche Verstand nun einmal nicht hinreicht, um Ideen als Ursachen von materiellen Körpern zu erfassen. Er leugnet nicht, daß jeder organischen Bildung ein übersinnlicher Grund zu grunde liegen müsse, ja er behauptet sogar, daß wir garnicht anders können, als die Organismen unter diesem Gesichtspunkt zu beurteilen. Aber er sieht keinen Weg, wie die Gedanken, die in der Schöpfung der organischen Welt verwirklicht sind, zum Gegenstande wissenschaftlicher Erkenntnis werden könnten. Er gesteht zu, daß, wenn man auf diesem Wege weiterzugehen versuche, man nicht von vornherein gegen die Prinzipien der theoretischen Vernunft verstoße, findet es aber abenteuerlich, einen solchen Weg zu wagen, wo uns die sichern Kriterien der wahren Erkenntnis im Stich lassen. Nur dann setzt man sich nach Kant in Widerspruch mit den Prinzipien der Vernunft, wenn man die einheitliche Idee eines Organismus, die ein, wenn auch für uns unbegreifliches übersinnliches Prinzip voraussetzt, aus dem Mechanismus der Materie nach dem Kausalgesetz erklären will, wie Hückel es heutzutage thut.

Wie verhält sich nun Goethe zu diesen Richtungen? Steiner sagt, daß Kant den alten Irrtum vollkommen geteilt habe, der vor Goethe allgemein war, daß wir nur die unorganische Natur erklären könnten; bei der organischen höre das menschliche Erkenntnisvermögen auf. Goethe aber sei durch das Studium Spinozas so vorbereitet und gerüstet gewesen, daß er diesen Irrtum habe widerlegen und der Kopernikus und Kepler zugleich für die organischen Naturwissenschaften habe werden können. jene erste Behauptung muß aber doch dahin modifizirt werden, daß Kant alles mechanische Geschehen im Organismus nach mechanischen Grundsätzen wie bei einer Maschine erklärt haben wollte, nur auf das Begreifen derjenigen Kraft, welche den Plan der Maschine entworfen hat, darauf verzichtete er in Bescheidenheit. Und Goethe war freilich in jungen

Jahren, wie er selbst berichtet, mächtig von dem Studium Spinozas angeregt worden, aber er lernte dann Kant kennen, wahrscheinlich am meisten durch den Verkehr mit Schiller, und er freute sich, wie Eckermann uns mitteilt, noch kurz vor seinem Lebensende der völligen Übereinstimmung mit Kant. Es sind nur sechzehn Stellen in dem Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller, in denen Kant erwähnt wird, aber sie sind schwerwiegend genug. Schiller war es, der Goethe zuerst in dem berühmten Gespräch über die Urpflanze vom Spinozismus bekehrte, in jenem Gespräch, welches Goethe später als ein glückliches Ereignis schilderte, und welches den Anfang ihres innigen gegenseitigen Verständnisses bildete. Während Goethe in völlig naiver Weise seine Art die Natur zu betrachten als die erfreulichere und fruchtbarere pries im Gegensatz zu der gewöhnlichen empiristischen Methode, während er als treuer Spinozist die Teile der Pflanze als entstanden aus dem Typus des Ganzen schilderte, schüttelte Schiller mit dem Kopfe und sagte: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee.“ Goethe, anfänglich durch den Widerspruch gekränkt, nahm sich zusammen, und durch Schillers eingehend liebenswürdige und verständnisvolle Art zu disputiren gefesselt, versetzte er: „Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe.“ Darauf entwickelte sich ein stundenlanges Gespräch über Kantische Philosophie, über Realismus und Idealismus, und von Stund an ist Goethe niemals wieder aus dem gewaltigen Einfluß Kants herausgekommen. „Nach diesem glücklichen Beginnen, sagt Goethe, entwickelten sich in Verfolg eines zehnjährigen Umganges [mit Schiller] die philosophischen Anlagen, inwiefern sie meine Natur enthielt, nach und nach; davon denke möglichst Rechenschaft zu geben, wenn schon die obwaltenden Schwierigkeiten jedem Kenner sogleich ins Auge fallen müssen.“ Daß er das im zweiten Teil des Faust gethan hat, soll demnächst an andrer Stelle nachgewiesen werden.

Im Anfang ihres Briefwechsels bemüht sich Schiller noch gelegentlich, die Kantische Philosophie anzupreisen (28. Oktober 1794) und ihren rigoristischen Charakter, der keine Duldung ausübt, als Vorzug zu rühmen, indem er ihre Fundamente als völlig sicher und unzerstörbar schildert. Später ist Goethe derjenige, der Schiller auf jede neue Produktion Kants aufmerksam macht, in den vorkritischen Schriften aus den siebziger Jahren bereits die Entwicklung der kritischen Grundsätze bemerkt und alle Angriffe gegen Kant von deutscher wie von französischer Seite mit der größten Teilnahme und dem Gefühl der unerschütterlichen Sicherheit des Alten von Königsberg begleitet. Mit wunderbarer Schnelligkeit war Goethe aus dem Schüler zum Meister auch auf diesem abstrakten Gebiet geworden, der selbständig dies System Kants zu erweitern suchte. Er gab zwar seine unter dem Einfluß des Spinozismus begonnenen Naturstudien nicht auf, aber er suchte beständig das Rätsel zu lösen, wie die Idee des Archetypus im Organismus mit der sinnlichen Erscheinung zusammenhänge. Er löste natürlich diese Rätsel, welche Kant für unlösbar erklärt hatte, auch

nicht, aber er brachte doch die Probleme soweit wie keiner vor und keiner nach ihm. Beide Freunde, Goethe und Schiller, waren darin einig, daß die Gebiete der Ideen, welche Kant unter dem Namen der praktischen Vernunft vereinigt bearbeitet hatte, die Grundlagen von Religion und Recht und des Gefühles überhaupt, nicht abgeschlossen seien. Goethe regte im Briefwechsel die Frage vom freien Willen an, über die er bei Kant nicht befriedigend aufgeklärt wurde, und Schiller verwarf die gar zu mönchische Strenge in der Kantischen Theorie. Die Prinzipien der theoretischen Vernunft, die eigentliche Theorie der Erkenntnis durch Erfahrung stand ihnen gleichmäßig unerschütterlich fest; da diese Prinzipien aber in der praktischen Vernunft nicht angewandt waren, so fanden sie hier eine Lücke im System, die eine Ergänzung verlangte. Freilich fühlten beide sich selbst nicht berufen, diese Lücke auszufüllen (Schiller, 2. August 1799).

In seinem Briefwechsel mit dem Privatdozenten Ernst Meyer in Göttingen (Goethe = Jahrbuch Bd. 5, S. 141) schreibt Goethe (10. September 1822): „Lassen Sie mich das Einzige sagen, worin wir im ganzen zusammentreffen; die Wissenschaft, anstatt sich in die Mitte zu stellen zwischen Natur und Subjekt, geht darauf aus, sich an die Stelle der Natur zu setzen und wird nach und nach so unbegreiflich als diese selbst. Will nun der unbewußte Mensch sich hier in Worten ausdrücken, so haben wir den traurigen Mystizismus, der das Labyrinth verwirrt.“ Meyer hatte sich ganz in die Ideen Goethes über die Metamorphose der Pflanzen vertieft, und Goethe macht ihn gleichsam warnend aufmerksam auf das Unbegreifliche darin und die Gefahr des Mystizismus.

Was will es gegen diese schwerwiegenden Zeugnisse bedeuten, wenn Steiner den Goethischen Aufsatz „Anschauende Urteilskraft“ von 1820 anführt, um zu zeigen, daß Goethe sich gegen Kant gewandt habe. Dort heißt es: „Als ich die Kantische Lehre, wo nicht zu durchdringen, doch möglichst zu nutzen suchte, wollte mir manchmal dünken, der köstliche Mann verfare schalkhaft ironisch, indem er bald das Erkenntnisvermögen aufs engste einzuschränken bemüht schien, bald über die Grenzen, die er selbst gezogen hatte, mit einem Seitenwink hinausdeutete.“ Es folgt dann ein Kantisches Zitat über die Möglichkeit eines intuitiven Verstandes, der auch die Idee des Archetypus begreifen könne, aber nicht der menschliche Verstand sei. Darauf fährt er fort: „Zwar scheint der Verfasser hier auf einen göttlichen Verstand zu deuten, allein wenn wir je im Sittlichen durch Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit uns in eine obere Region erheben und an das erste Wesen annähern sollen, so dürfte es wohl im Intellektuellen derselbe Fall sein, daß wir uns durch das Anschauen einer immer schaffenden Natur zur geistigen Teilnahme an ihren Produktionen würdig machten. Hatte ich doch erst unbewußt und aus innerm Trieb auf jenes Urbildliche, Typische rastlos gedrungen, war es mir sogar geglückt, eine naturgemäße Darstellung aufzubauen, so konnte mich nunmehr nichts weiter verhindern, das Abenteuer der Vernunft, wie es der Alte vom Königsberge selbst

nennt, mutig zu bestehen.“ In diesen Worten ist doch nirgend verraten, daß Goethe das Wort Abenteuer mißbilligt; es ist nur gesagt, daß er die Kluft zwischen Idee und Erfahrung sehnlichst zu überschreiten gewünscht hatte, aber nicht, daß es ihm gelungen sei. Im nächstfolgenden Aufsatze „Bedenken und Ergebung“ gesteht er sogar mit deutlichen Worten ein, daß der Widerstreit zwischen dem, was der Verstand durch sinnliche Wahrnehmung erkennt, und der Idee, die wir uns bilden, um die Gedanken der Schöpfung nachzudenken, „immerfort unaufgelöst“ bleibe. Deshalb flüchtet er in die Sphäre der Dichtkunst zu den Versen im „Faust“ vom Webermeisterstück, der Form, in welche er seine philosophischen Gedanken am liebsten einzukleiden pflegte.

Welcher Abstand tritt uns entgegen zwischen dem philosophischen Denken und Streben jener Tage mit unsrer Zeit! Als noch weder Fichte noch Schelling noch Hegel die Gemüter der hervorragenden Geister beirrt hatten, da gab es bei ihnen noch keinen Zweifel an der entscheidenden Bedeutung Kants für alle Wissenschaften. Die grundlegenden Prinzipien der Erkenntnistheorie wurden richtig verstanden und unerschütterlich festgehalten; man fühlte nur den Mangel, daß die Gebiete der praktischen Vernunft nicht denselben Prinzipien unterworfen waren, darum erschienen diese Gebiete nicht vollendet im System, und Schiller wie Goethe suchten, jener in der Ästhetik, dieser in der Naturbetrachtung, nach neuen Wegen, wie jene Prinzipien auf Gegenstände anderer Seelenvermögen als des bloß erkennenden Verstandes auszudehnen seien. Wenn der Verstand keine Intuition haben sollte, kraft deren er das Ganze zuerst anschauen und die Teile sodann aus demselben ableiten konnte, so forderte Goethe eine anschauende Urteilskraft. Denn er selbst wußte es, daß der Künstler zuerst das Ganze seines Werkes geistig erfäßt, bevor er es in die Einzelheiten gliedert; und waren nicht die Organismen offenbar Kunstwerke der Natur vor unsern Augen? mußte nicht gerade deshalb dem genialen Künstler zunächst und vor allen andern der Gedanke kommen, die Ideen zu erfassen und zu verfolgen, die er in den Kunstwerken der Natur verwirklicht sah?

Wieweit dies Bestreben der Naturwissenschaft zu gute gekommen ist, das ist nun eben die Frage. Unstreitig hat die Morphologie einen großartigen Anstoß durch Goethe bekommen, in die beschreibende Ordnung und Einteilung in Klassen, Familien und Verwandtschaften der Spezies ist ein neuer Geist gekommen; der Botaniker wie der Geologe, der nicht mit Goethes Metamorphosenlehre vertraut ist, wird seine Zuhörer nicht fesseln können. Unerträglich trocken muß der Lehrer erscheinen, der nur das mechanische Kausalgesetz in der organischen Natur aufsucht und den unendlichen Reiz unbeachtet läßt, den die Betrachtung der Formen nach Analogien verwandter Teile mit sich bringt. Wenn daher Steiner Goethe den Kopernikus der organischen Naturwissenschaft nennt, so geben wir das zu; denn es ist eine große That gegenüber dem bloß empiristischen Suchen nach einzelnen Thatfachen, das ideelle Prinzip in der Be-

trachtung der Naturerscheinungen emporgehoben zu haben. Aber ihn auch den Kepler zugleich zu nennen, das geht zu weit, denn auf Analogieschlüsse allein baut sich keine vollendete Wissenschaft auf. Das wußte Goethe selbst am besten. Sein „Faust,“ der Repräsentant des forschenden Verstandes, wird von seinen Irrtümern nicht durch die vollendete Erkenntnis dessen erlöst, was ihm durch den Erdgeist verschlossen war in den Worten: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir“; sondern durch die That, die gewaltige, segensbringende, große That, welche auf viele Generationen belebend und befruchtend wirkt. Zwar hat Dubois-Reymond die Meinung ausgesprochen, daß ein holländischer Wasserbaumeister die Eindämmung der Meeresfluten wohl besser gemacht haben würde als Faust, aber er wußte nicht, daß dieses Meer das Meer des Wahns, der Unwissenheit und der Dummheit bedeute, welches durch rastloses Streben des Menschengewisses zwar mühsam, aber doch nicht ganz ohne Erfolg bekämpft wird.

Die Arbeit Steiners soll den Lesern jedenfalls aufs beste empfohlen sein.

Hamburg.

U. Classen.



Das Deutsche Theater in Berlin.



Das „Deutsche Theater“ in Berlin, bei dessen Gründung und Taufe die ergrauten Altmeister der Reklame Paten gestanden haben, ist so schnell von Stufe zu Stufe herabgestiegen, daß selbst eine so flinke Wochenschrift wie die Grenzboten den verschiedenen Wandlungen dieses Instituts nicht hätte folgen können, auch wenn es sich der Mühe gelohnt hätte, sich mit demselben zu beschäftigen. Da das „Deutsche Theater“ gegenwärtig das Prinzip verfolgt, nur das auszuführen, was nach der — meist untrüglichen — Berechnung seines kaufmännischen Leiters „Kasse zu machen“ berufen ist, und selbst vor den rohesten französischen Sensationsdramen nicht zurückschreckt, würde auch jetzt keine Veranlassung vorliegen, dieser Gründung eines klugen Spekulanten einige Worte zu gönnen, wenn dieselbe nicht kürzlich zum Gegenstand einer Broschüre gemacht worden wäre, die uns zur Besprechung zugesandt worden ist. *) Seit einiger Zeit hat nämlich auch Berlin seine „Theaterbroschüren,“ ein Genre, welches bisher nur in den

*) Herr Arronge und das Deutsche Theater. Drei Briefe an eine Freundin von Conrad Alberti. Leipzig, Verlag von Bernhard Schlicke (Balthasar Elischer).